

Nikola Vertidi

UNERBITTLICHES
KRETA

Kommissar Galavakis ermittelt

PIPER

Nikola Vertidi

UNERBITTLICHES
KRETA

Kommissar Galavakis ermittelt





Mehr über unsere Autoren und Bücher: www.piper.de

Wenn Ihnen dieser Krimi gefallen hat, schreiben Sie uns unter Nennung des Titels »Unerbittliches Kreta« an empfehlungen@piper.de , und wir empfehlen Ihnen gerne vergleichbare Bücher.

© Piper Verlag GmbH, München 2021

Redaktion: Julia Feldbaum

Konvertierung auf Grundlage eines CSS-Layouts von digital publishing competence (München) mit abavo vlow (Buchloe)

Covergestaltung: Traumstoff Buchdesign traumstoff.at

Covermotiv: Bilder unter Lizenzierung von Shutterstock.com genutzt

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich der Piper Verlag die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Inhalt

Cover & Impressum

–

Prolog

1. Teil

Der Torso

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

Kapitel 31

Kapitel 32

Kapitel 33

2. Teil

Der Kopf

Kapitel 34

Kapitel 35

Kapitel 36

Kapitel 37

Kapitel 38

Kapitel 39

Kapitel 40

Kapitel 41

Kapitel 42

Kapitel 43

Kapitel 44

Kapitel 45

Kapitel 46

Kapitel 47

Kapitel 48

Kapitel 49

Kapitel 50

Kapitel 51

Kapitel 52

Kapitel 53

Kapitel 54

Kapitel 55

Kapitel 56

Kapitel 57

Kapitel 58

Kapitel 59

3. Teil

Herz und Verstand

Kapitel 60

Kapitel 61

Kapitel 62

Kapitel 63

Kapitel 64

Kapitel 65

Kapitel 66

Kapitel 67

Kapitel 68

Epilog

Köstliche griechische Rezepte

Fein-würzige Dakos

In Tomaten pochierte Eier

Galaktobureko

Danksagung

Während des Zweiten Weltkrieges wehrten sich die Kreter stolz und mutig gegen ihre deutschen Besatzer. Sie gewährten Alliierten Schutz in ihren Häusern, versorgten sie mit Nahrungsmitteln oder halfen ihnen auch dabei, durch das libysche Meer zu fliehen.

Egal, ob Mann, Frau oder Kind, in jedem Dorf gab es Rebellen – die Andarten –, die für die Freiheit ihrer Insel kämpften und bereit waren, alles dafür zu riskieren oder gar zu verlieren. Auch ihr Leben.

Die deutschen Besatzer hatten mit einer solchen Gegenwehr nicht gerechnet und versuchten mit unnachgiebiger Härte, das Rebellentum auszumerzen: Dörfer wurden niedergebrannt und mit Granaten dem Erdboden gleichgemacht. Männer, Frauen und Kinder wurden exekutiert. Kaltblütige Gräueltaten, die dem Haager Abkommen von 1907 komplett widersprachen, fanden als Vergeltungsaktionen gegen Alte und Junge statt, so auch die Zerstörung des Dorfes Anogia am Rande des Ida-Gebirges. Hier wurde ein besonderes Exempel statuiert, dem aber noch viele weitere folgen sollten. Kaum eine Familie auf Kreta hat keine Verluste aus dieser Zeit zu beweinen.

Befehl vom 13. August 1944

»Da die Stadt Anogia ein Zentrum der englischen Spionagetätigkeit auf Kreta ist, da die Einwohner Anogias den Sabotageakt von Damasta ausgeführt haben, da die Partisanen verschiedener Widerstandsgruppen in Anogia Schutz und Unterschlupf finden, und da die Entführer Generals Kreipes ihren Weg über Anogia genommen haben, wobei sie Anogia als Stützpunkt bei der Verbringung nutzten, befehlen wir, den Ort dem Erdboden gleichzumachen und jeden männlichen Einwohner Anogias hinzurichten, der innerhalb des Dorfes oder in seinem Umkreis in einer Entfernung bis zu einem Kilometer angetroffen wird.«

Chania, den 13. August 1944, der Kommandant der Festung Kreta Friedrich-Wilhelm Müller

Ein Gedenkstein in Anogia erinnert an dieses Ereignis. Dort heißt es:

**Hier wurde am 13. August 1944 kaltblütig hingerichtet:
Stefanis Xylouris, 8 Jahre alt.**

**Ein unbewaffnetes Kind wurde Opfer des deutschen
Besatzers,
und es vergingen sechs Tage und Nächte, bevor er
begraben werden konnte.**

**Als das Dorf brannte, war es ein schwarzer Tag,
und den Vater von Stefanis traf die erste Kugel.**

Dimos Anogia 2006

Prolog

Die Katzen zerrten an den Knochen, diese rochen nicht mehr nach Fleisch oder Leben, und doch hatten sie diesen ursprünglich menschlichen Duft. Sie waren eingeklemmt in der felsigen Spalte, bewegungslos dazu verurteilt zu verrotten. Gut versteckt und für immer vor den Augen der Menschheit verborgen.

Doch nichts ist für die Ewigkeit, und so werden ein paar kleine Katzen und der kalte Regen des Schicksals willige Helfer, und die Bewegung die durch diese vielleicht sogar nur spielerische Neugier entsteht, ist der Beginn eines unaufhaltsamen Reigens an Geschehnissen. Am Anfang steht so der Tod und nicht das Leben.

Wird sich der Kreis schließen?

1. Teil

Der Torso

Kapitel 1

Der Wind blies durch das offene Fenster und ließ seine Haare fliegen. Er mochte den salzigen Geruch der Luft. Er genoss das idyllische Panorama, während er die kurvige Strecke von Irakleio nach Chania fuhr, die ihn manchmal nur wenige Meter vom Meer trennte und dann wieder einen kleinen Schlenker machte, sodass er die blaue Pracht kurzzeitig aus den Augen verlor. Egal, wie oft er dieses Schauspiel erlebte, er konnte sich einfach nicht sattsehen. Er liebte das Meer. Anders ließen sich die Gefühle nicht beschreiben, die ihn überkamen, wenn er die meist sanft gewellte Oberfläche des Wassers, das sich bis zum Horizont erstreckte und mit ihm zu verschmelzen schien, sah. Das Gefühl war wohligh und erfüllte ihn mit tiefer Wärme. Mit Freude. Das konnte nur Liebe sein. Vielleicht die einzige bedingungslose Liebe seines Lebens.

Es war ihm egal, ob die See spiegelglatt oder stürmisch war, sonnenwarm oder winterkalt. Es gab keine Jahreszeit und auch kein Wetter – außer natürlich ein schlimmer Sturm oder ein tosendes Gewitter –, die ihn davon abhielten, sich regelmäßig in die Fluten zu werfen. Und sich dabei auszupowern und auch zu reinigen, seelisch wie körperlich.

Im Meer störte ihn nichts. Er hatte es an vielen Stellen kennengelernt, und nirgendwo hatte es ihn so berührt wie hier auf der Insel. Es hatte ihn mitten ins Herz getroffen, und daher hatte sich für ihn nie die Frage gestellt, wo er denn leben wollte.

Schon als kleiner Junge hatte er, nach seiner Heimat gefragt, wie aus der Pistole geschossen »Kreta« geantwortet. Seine Großeltern erfüllte das mit Stolz, und seine Eltern lächelten dann stets milde. Er war immer ein besonderer Junge gewesen, und sie hatten ihm seinen Freiraum gelassen. Seine Mutter war Professorin für griechische Geschichte an der Uni in Tübingen und hielt an ihrem Lehrstuhl fest wie die Queen von England an ihrer Krone. Der Dekan hatte sie schon ein paarmal dezent auf die Endlichkeit einer Professur hingewiesen, aber seine knapp über siebzig Jahre alte Mutter war auf diesem Ohr scheinbar taub.

Sein Vater hatte sich in einem technischen Unternehmen in Süddeutschland vom einfachen Bandarbeiter bis zum Vorstand hochgearbeitet und genoss nun seinen Ruhestand in vollen Zügen. Die beiden verspürten keinen Drang, auf der Insel zu leben, der sie 1974 den Rücken gekehrt hatten, um im Rahmen des Abkommens mit Deutschland als Griechen dort arbeiten zu können.

Er war zweisprachig aufgewachsen und beherrschte Deutsch und Griechisch aus dem Effeff und ohne störenden Akzent. Das war auch ein wichtiger Aspekt für ihn gewesen, als er seinen Beruf und seinen Wohnort wählte, denn wenn er nicht wollte,

dass man etwas über seine Vergangenheit in Deutschland wusste, dann bemerkte es auch niemand. Normalerweise war das für seine Arbeit nicht relevant, aber Ausnahmen bestätigten ja bekanntlich jede Regel.

Er hatte alle Ferien bei seinen Großeltern verbracht, die in einem schönen Haus am Meer in Agia Pelagia, einem kleinen Fischerdorf zwischen Irakleio und Rethymno, wohnten. Sein Großvater hatte ihm das Schwimmen beigebracht, ihn das Meer lieben gelehrt, und seine Großmutter hatte ihm gezeigt, wie gut Essen sein konnte. Ihre grundehrliche Küche hatte ihn für alles, was in Deutschland auf den Tisch kam, für immer verdorben. Er aß alles, was seine Mutter zubereitete, doch sie hatte weder das Händchen dafür noch Lust dazu, und so waren die Tütengerichte, zu denen sie vermehrt griff, für ihn zum Synonym des Grauens geworden. Er hatte gegessen, um sie nicht zu verletzen, doch es glich eher einem Schlingen.

Wenn er nach Kreta gekommen war, war er wie ausgehungert gewesen, und nicht selten hatte er bei jedem Essen eine zweite Portion verlangt.

Er hatte immer seinen Teller abgeleckt und ihn dann der Großmutter hingestellt, als habe sie vergessen ihm etwas zu geben. Sein Großvater war dabeigesessen und hatte auch mal leicht gelächelt. Aber das war selten vorgekommen. Er war ein lieber Pappous und immer geduldig gewesen, hatte aber lieber geschwiegen, und schien oft tief in seine eigene Welt versunken zu sein. Als er gestorben war, hatte Hyeronimos einen

regelrechten Gefühlsmix durchgemacht: Von tiefer Trauer bis zu einer sonderbaren Erleichterung war alles dabei gewesen.

Seine Yaya war mittlerweile sechsundneunzig und erwartete ihn nach wie vor regelmäßig zum Essen. Sie schrumpfte immer mehr, hatte kaum noch Zähne im Mund, und ihre klugen braunen Knopfaugen stachen aus dem faltigen Gesicht hervor wie dunkle Bernsteine. Er musste lächeln, als er an sie dachte, und sein Magen begann vernehmlich zu knurren.

Der Wind zauste an seinem Haar, und er fokussierte die Straße, um dem Drang zu widerstehen, es zu glätten, dabei wollten seine Hände es unbedingt tun. Doch seine Hände wollten viel, und er sah es als seine immerwährende Aufgabe an, sie bewusst daran zu hindern. Das war nicht leicht, denn sein Gehirn befahl den Händen einfach so, Dinge zu tun, ohne ihn großartig um Erlaubnis zu bitten. Also ritualisierte er die Momente, die ihm bewusst waren, so wie jetzt im Auto.

Er passierte den Ortseingang der venezianisch anmutenden Hafenstadt und parkte den Wagen in der Nähe des alten Ortskerns. Jetzt war es auch völlig in Ordnung, dass seine linke Hand die Fensterscheibe schloss und die rechte das Haar glatt strich. Er schnappte seine Tasche vom Beifahrersitz und freute sich auf das köstliche Essen bei seinem Freund Giannis, der ein Restaurant direkt an der Promenade betrieb. Im Sommer wimmelte es dort zwar nur so von Touristen, aber er akzeptierte dies als gegeben und blendete die Menschenmassen aus. Das konnte er hervorragend, und mit einem guten Essen

auf dem Teller und einem kühlen Weißwein im Glas gelang es ihm sogar noch besser.

Er schulterte die Tasche und ging mit beschwingtem Schritt die kleine Anhöhe zur Altstadt hinauf. Jetzt war die Stadt merklich leerer. Die Saison neigte sich ihrem Ende zu, und bald würde es in vielen Orten still werden.

Kapitel 2

Elenis Blick glitt auf den Weg, der noch vor ihr lag. An manchen Stellen war er so steil, dass sie befürchtete, nicht hinabzukommen. Der gut gefüllte Rucksack auf ihrem Rücken machte den Abstieg nicht leichter. Einige Male hatte sie sich nach Atem ringend gefragt, warum sie das hier machte, war kurz stehen geblieben und dann doch weitergestapft. Sie hatte sich etwas vorgenommen, und davon ließ sie sich nicht so leicht abbringen. Das machte ihre Persönlichkeit aus, zumindest war ihre Familie dieser Ansicht.

Von deren Seite klang es aber eher nicht freundlich, sondern vielmehr wie ein Stigma oder gar eine Beleidigung. »Störrisch wie ein Esel« oder »eigensinnig wie eine Kri-Kri« benannten sie sie. Also wie eine der Ziegen, derer es Unmengen auf der Insel gab und die frei umherliefen und taten, was immer sie wollten. Es gab ganze Landstriche, die durch die sich frei bewegenden Schafe und Ziegen kahl gefressen waren. Nur die stacheligen Gewächse verschmähten sie, und das gab den Hügeln eine sonderbar anmutende Kargheit, durchzogen von grünen Linien, an denen man sich die Beine unschön aufritzen konnte.

Für die Touristen war es immer ganz wundervoll, wenn sie in den Bergen umherkurvten und plötzlich eine Horde haariger

Paarhufer auf der Straße umherstolzierte. So, als hätten sie noch nie eine echte Ziege gesehen. Eleni wusste, dass es auch in anderen Ländern Ziegen gab und dass es sich bei den müffelnden Viechern keinesfalls um zauberhafte Einhörner handelte, die man wie ein Wunder bestaunen musste.

Auf Kreta gab es nur Superlative. Zumindest wenn es nach den Verfechtern der kretischen Einzigartigkeit ging: die höchsten oder tiefsten Schluchten, den rosafarbenen Strand, den größten natürlichen Palmenwald oder was auch immer. Alles war am größten, besten oder schönsten. Sonderbar war nur, dass sie es bei all dem Großartigen nicht auf die Reihe bekamen, wirtschaftlich auf einen grünen Zweig zu kommen. Doch diese Meinung wollte niemand zu Hause hören. Damit machte sie sich unbeliebt bei den sonntäglichen Familienessen, doch da sie diese Zusammentreffen mittlerweile ohnehin durch und durch verabscheute, war es ihr egal geworden, ob alle den Kopf über sie schüttelten.

Wahrscheinlich war auch ihr heutiges Vorhaben genau aus einer solchen Stimmung heraus entstanden: Sie hatte die Schnauze voll von dem Getue am Tisch und von den ärgerlichen oder mitleidigen Blicken der anderen. Ihre Schwägerin Emmanouela blickte sie immer an, als sei sie Opfer eines furchtbaren Unfalls und schwer am Hirn verletzt worden, und ihr Vater begann regelmäßig so laut mit den Zähnen zu knirschen, dass sowohl ihre Mutter als auch ihr Bruder ihr flehentliche Blicke zuwarfen, ihre Worte aufzuhalten. Doch sie

hatte keine Lust mehr zu schweigen und sich unterzuordnen. Sie war achtzehn und nicht sieben. Sie wusste, was in der Welt vor sich ging, und war fähig, das politische Dickicht auf der Insel zu durchdringen. Und was sie am meisten hasste, waren der verfluchte Aberglaube, der sich wie eine genetische Manipulation von Generation zu Generation zu vererben schien – und natürlich die patriarchalische Rollenverteilung. Ihr Vater machte im Haus keinen Finger krumm, und falls man ihn bat, ein Glas aus der Küche zu holen, war es, als verlange man von ihm, den Boden der Küche abzulecken. Er werkelt nur im Garten und der Scheune herum. Benötigte er aber zum Beispiel bei der Reparatur eines Zaunstückes Hilfe, so hatte er kein Problem damit, ihren Namen oder den der Mutter zu brüllen. Da stimmte doch irgendwas in dem Kopf der Männer nicht.

Sie konnte nicht verstehen, warum die Mutter auf dieser sonntäglichen Bürde bestand. In ihren Gedanken hatte Eleni ihre Schwägerin bereits mehrfach mit einem der Fleischmesser feinstreifig filetiert, und auch für ihren Bruder Manolis hatte sie mehr als einmal blutige Todesarten ins Auge gefasst. Der Achtundzwanzigjährige hatte sich den Vater als Vorbild genommen, geheiratet, zwei Kinder gezeugt und seiner Frau verdeutlicht, dass er sie vor allem zur Aufzucht seines Nachwuchses geehelicht hatte. Na, wenn das nicht eine wunderbare Grundlage für eine respektvolle Beziehung war! Eigentlich konnte einem Emmanouela nur leidtun, aber sie hatte es sich irgendwie bequem gemacht in ihrem Leben. Sie

war nach dem zweiten Kind wirklich fett geworden und hatte die Rolle der kretischen Ehefrau und Mutter ganz angenommen. Ihr Bruder hatte es sogar eingeführt, dass seine Frau ihn um das gemeinsame Auto bitten musste, falls sie irgendwohin fahren wollte. Das war keine Ehe, das war moderne Sklaverei.

Eleni war so in ihre Gedanken versunken, dass sie ihre Aufmerksamkeit nicht genug auf den steilen Abstieg richtete. Sie stolperte und konnte sich im letzten Moment noch an einer Baumwurzel, die aus dem felsigen Geröll ragte, festhalten.

Schwer atmend und leicht zitterig in den Knien verharrte sie. Vielleicht war es eine dumme Idee gewesen, hier einzudringen. Der offizielle Zugang zur Schlucht war seit Mitte Oktober geschlossen, und egal, welchen Reiseführer man las: Es wurde dringend davon abgeraten, sich allein auf diese gefährliche Tour zu begeben. Man konnte während der offiziellen Öffnungszeiten schon allein los, so war es nicht, aber da das Zutrittsticket nicht nur am Eingang, sondern auch am Ausgang der Schlucht kontrolliert wurde, fiel es auf, wenn jemand nicht ankam, egal ob freiwillig oder unfreiwillig. Da die Handyverbindung in der Schlucht nicht funktionierte – böse Zungen behaupteten, die Amerikaner hätten einen Störsender eingebaut, da sie rund um Chania herum geheime Waffenlager aufgebaut hätten –, war es tatsächlich nicht ungefährlich, allein hier unterwegs zu sein.

Sie aber war ganz allein, und niemand würde bemerken, ob sie am Ausgang ankam oder nicht. Niemand würde wissen, wo man sie finden konnte, falls sie übel stürzte, denn sie hatte keine Nachricht hinterlassen und keinem Bescheid gesagt. Es war ein Abenteuer – *ihr* Abenteuer!

Sie sah schon die ersten steinernen Umrandungen des verlassenen Dorfes Samaria und den Felsvorsprung, unter den sich einige der Ruinen schmiegen, als das Wetter plötzlich umschlug. Dabei hatte sie extra einen Tag ausgewählt, an dem der Wetterbericht stabile zweiundzwanzig Grad und klaren Himmel voraussagte. Die Wolkenfetzen flogen von Süden herbei und sahen unheilschwanger aus. Nicht einfach nur so, als würden sie ein paar Tropfen abwerfen und sich dann entzerren und den blauen Himmel wieder rasch freigeben, nein, es sah nach einem verdammt Unwetter aus.

Sie warf einen Blick nach oben und bemühte sich, die letzten Meter des Abstiegs so schnell und so sicher wie möglich zu schaffen, um dann in einem der verlassenen Häuser Zuflucht zu finden. Sie hangelte sich den Abhang hinab, setzte die einfachen wanderbeschuhten Füße sorgsam in die ausgetreten steinernen Mulden und erreichte gerade noch, bevor sich der wolkenverhangene Himmel schleusentorartig öffnete, das erste leer stehende Haus. Hastig eilte sie durch den steinernen Rundbogen in die schützende Trockenheit. Sie ließ den Rucksack fallen und beobachtete das Spektakel draußen mit großen Augen. Der Regen platschte in dicken Tropfen herab,

und es sah so aus, als würden die Götter einen großen Wassereimer über der Schlucht ausgießen. Ganz sicher würde der Fluss dadurch über die Ufer treten und die hölzernen Brücken, die über das Flussbett führten, würden dann kaum noch zu sehen, geschweige denn zu benutzen sein.

Sie atmete tief durch, irgendwie würde es schon klappen, den Weg bis zur *Eisernen Pforte* zurückzulegen. Sie würde gewiss nicht versuchen, den Berg wieder hinaufzukraxeln, denn das tat man unter diesen Umständen tatsächlich nur, wenn man lebensmüde war. Allerdings stand sie unter Zeitdruck, denn wenn sie noch heute wieder nach Hause kommen wollte, musste sie die Fähre erreichen, die sie von Agia Roumeli nach Sougia bringen würde, um dann dort den Bus nach Chania zurück nehmen zu können.

Sie blickte vorsichtig durch den Bogen zum Himmel hinauf, um nicht nass zu werden, und stellte fest, dass es unvermindert wie aus Kübeln goss, ein markerschütterndes Donnergrollen kam näher. Erste Blitze zuckten grell aufleuchtend durch das Grau, und der Hall des dumpfen Dröhnens schien sich in den Anhöhen der Schlucht zu fangen und dort zu vervielfachen.

Sie war ein mutiges Mädchen mit dem Herz am rechten Fleck, war nicht kleinzukriegen und behauptete sich mühelos gegen ihren älteren Bruder oder dämliche Typen in der Innenstadt, doch nun wurde ihr doch ein wenig mulmig zumute. Ihre Mutter würde durchdrehen und ihr Vater ganz sicher die Polizei alarmieren. Na bravo, das Desaster war

perfekt. Anstatt gestärkt aus dem abenteuerlichen Marsch hervorzugehen, würde sie die Spitzen ihrer Familie für immer und ewig ertragen müssen.

Sie stieß einen lauten, unwirschen Fluch aus, während der Jahrhundertregen anfang, Gesteine zu unterspülen und Felsbrocken anzuheben. Sie saß offensichtlich erst einmal hier fest und war nun froh, dass sie es bis Samaria geschafft hatte und nicht irgendwo auf der *Steinernen Treppe* dieser Naturgewalt ausgeliefert war. Das verlassene Haus bot ihr Schutz vor dem Regen. Sie holte ihre leichte Jacke aus dem Rucksack und zog diese über, da das Gewitter die Temperatur merklich gesenkt hatte. Dann betrachtete sie ihren Reiseproviant. Wasser war kein Problem, denn sie konnte es sowohl am Fluss als auch an den Wasserquellen auffüllen. Sie hatte einige Müsliriegel eingepackt sowie eine Brotdose mit den restlichen Dakos von gestern. Die knusprigen Brote hatte der Saft der Tomaten angenehm durchweicht, und der bröckelige Schafskäse gab dem Gericht Würze. Sie liebte es, wenn die Dakos genauso beschaffen waren und nicht ganz frisch auf den Tisch kamen. Sie hatte sogar noch extra etwas Olivenöl dazugegeben, als sie sie heimlich in die Dose umfüllte. Die Brotscheiben ließen sich so ganz wunderbar löffeln und sättigten gut. In der Thermoskanne befand sich herrlich warmer Kaffee, und ein großes Stück Bougatsa hatte sie in Alufolie gewickelt. Der süße Grieß in Blätterteig würde sie zusammen mit dem Kaffee beleben. Sie würde das Beste aus

dieser bescheuerten Situation machen und daran wachsen.
Gutes Wetter *konnte* jeder, aber bei einem Unwetter eine
schwere Schlucht zu bewältigen, das hatte schon was.

Kapitel 3

Giorgos Dalaras saß auf der Terrasse seines Sommerhauses und starrte ins Tal hinab. Normalerweise war er im Herbst und Winter nicht oft hier oben. Er genoss es, im Sommer weit weg von den ewigen Touristenströmen unten am Meer sein zu können, und floh dann regelrecht in die Berge des Psiloritis-Gebirges. Zwischen dem Ort Meronas und dem Kastro Koules Merona, einer mittelalterlichen Festung, hatte er sich sein Traumhaus gebaut. Das Haus war so in den Berghang integriert, dass es aussah, als würde es dorthin gehören. Es schmiegte sich mit der Rückseite an die steinerne Wand. Die Front zum Tal war mit bodentiefen Fenstern komplett verglast, und auch seine Terrasse hatte einen Glasboden. Die Handwerker hatten so laut geflucht, dass sich im Umkreis von Kilometern sicher alle Priester stundenlang bekreuzigten, aber das war ihm egal. Ihm war das Gefühl, über allem zu schweben, wichtig, und dies zu erleben gelang ihm auf seine Weise. Der erste Schritt nach draußen kostete immer ein wenig Überwindung, aber dann war es einfach ein absoluter Triumph. Der Berg neigte sich zum Tal hin in einem steil abfallenden Winkel, und die Vegetation war saftig grün und gleichzeitig zurückhaltend karg. Die Terrasse stand auf filigranen,

stahlverstärkten Säulen und ragte über die gesamte Länge des Hauses sieben Meter breit über den Talabhang. Die statische Berechnung war ein Meisterwerk, und es gab auf der ganzen Insel kein vergleichbares Anwesen. Er hatte Geld, und es war ihm daher vollkommen egal gewesen, was das Haus am Ende gekostet hatte.

Die Einrichtung bestand aus handverlesenen Stücken und verknüpfte das historische Kreta mit der Moderne. Er hatte darauf geachtet, dass alles offen blieb, und die Möbel waren zwar in ausreichender Menge vorhanden, aber doch so zurückhaltend positioniert, dass jeder sofort erkennen konnte, dass dort nichts dem Zufall überlassen war. Nicht umsonst hatte er seinen Sohn in Mailand Architektur studieren lassen, und seine Nichte war eine bekannte Innenarchitektin, die ihr Handwerk am *Royal College of Art* in London erlernt hatte.

In dieses Haus lud er gerne wichtige Menschen ein. Er hatte es bauen lassen, um andere zu beeindrucken. Gleichzeitig war es, so verrückt es klingen mag, sein Kraftort, seine ganz persönliche Hommage an die Vergangenheit. Hier musste er sich nicht verstellen, konnte der sein, der er war – fühlte sich einfach frei. Am liebsten hätte er sich mittlerweile ganz in die Berge zurückgezogen, konnte jedoch seinen Bruder nicht alleinlassen, und das Hotel in der Stadt brauchte ebenfalls seinen zügelnden Griff, sonst würde alles, was sie sich so schwer erarbeitet hatten, den Bach hinuntergehen.

Er atmete tief durch. Die Luft hier oben war rein und klar.

Er brauchte Abstand. Seine aktuelle Lebensabschnittsgefährtin, er tauschte seit einigen Jahren die Frauen nach einer bestimmten Zeit aus, ging ihm gewaltig auf die Nerven. Er spürte, dass die Zeit reif war, sich nach einer neuen Begleiterin umzusehen, denn wenn er fliehen musste, um sie nicht im Hafenbecken zu ertränken, dann hatte sich wohl die Grundlage des Beisammenseins in Luft aufgelöst.

Manchmal war er fast ein wenig wehmütig, dass er sich von Maria getrennt hatte. Sie war seine erste Liebe gewesen und die Mutter seiner Kinder. Doch sein Lebensweg hatte ihn verändert. Er fand, zum Guten, sie aber war der Ansicht, dass er sich zu einem gefühllosen Despoten entwickelt habe. Nachdem die Söhne aus dem Haus gewesen waren, hatte sie den Tag verflucht, an dem er ihr am Morosini-Brunnen in Irakleio bewundernd nachgeschaut hatte, hatte ihre Koffer gepackt und war zu ihrer Schwester nach Rethymno gezogen.

Sie war durch nichts zu bewegen gewesen zurückzukommen, und die Scheidung hatte nicht nur für einen Eklat in der Familie gesorgt, sondern ihn auch immens viel Geld gekostet.

Sie sahen sich hin und wieder, denn bei Hochzeiten, Taufen oder Beerdigungen war es kaum möglich, sich auf der Insel aus dem Weg zu gehen.

Maria hatte seine Gier nie verstanden oder gar geteilt: das unbändige Verlangen nach Reichtum, Macht und Ansehen, das ihn antrieb – noch immer.